

# ADLER OLSEN

Jussi

# ERWARTUNG

Thriller

dtv  
ebook

DER MARCO-EFFEKT

Der fünfte Fall für Carl Mørck,  
Sonderdezernat Q

Herbst 2008

René E. Eriksen war nie ein übermäßig vorsichtiger Typ gewesen. Vielleicht hatte es deshalb in seinem Leben Niederlagen und Siege in unvorhersehbarer Abfolge gegeben. Dennoch war er, wenn er dieses Leben in seiner Gesamtheit betrachtete, mit dem Resultat recht zufrieden. Letztlich war das Glück doch immer auf seiner Seite gewesen.

Trotzdem zählte René sich zu den bedachtsamen Menschen. Schon als kleiner Junge hatte er bei großen und kleinen Problemen gern hinter der Schürze seiner Mutter Schutz gesucht. Und irgendwie hatte sich das fortgesetzt, auch als Erwachsenen war es ihm stets gelungen, eine Hintertür offenzuhalten, wenn er sich in Neues stürzte.

Aus diesem Grund hatte er auch reiflich überlegt, als ihn an jenem Nachmittag sein guter Freund und früherer Klassenkamerad Teis Snap, Direktor der Karrebæk-Bank, in seinem Büro im Außenministerium angerufen und ihm einen Vorschlag unterbreitet hatte. Einen Vorschlag, den ein Mann in Renés gehobener Position unter normalen Umständen als völlig inakzeptabel verworfen hätte.

Die Bankenkrise hatte gerade begonnen, ihr hässliches Gesicht zu zeigen: Es war die Zeit, in der sich die Konsequenzen aus dem fatalen Zusammenspiel von gieriger Börsenspekulation und verantwortungsloser Wirtschaftspolitik messerscharf abzeichneten.

Genau das war auch der Grund für Teis Snaps Anruf gewesen.

»Die Karrebæk-Bank ist in zwei Monaten insolvent, wenn wir nicht umgehend zusätzliches Kapital beschaffen«, hatte er damals unumwunden gesagt.

»Und was ist mit meinen Aktien?« Die Frage war René unwillkürlich herausgerutscht, als er mit deutlich erhöhtem Puls an sein Pensionärsdasein erster Klasse unter südlichen Palmen dachte, das ihm versprochen worden war. Ein Traum, der nun wie ein Kartenhaus in sich zusammenzufallen drohte.

»Tja, was soll ich dir sagen? Wenn wir nicht schnellstens Geldzuflüsse organisieren, verlieren wir alles. So sieht es aus«, antwortete Teis Snap.

Die nun folgende Pause war eine Pause unter Freunden. Eine dieser Pausen, in der es keine Möglichkeit für Protest oder theoretische Einwände gab.

René senkte den Kopf und atmete so tief durch, dass es wehtat. Das also war die Realität. Und von dieser Realität ausgehend, galt es nun zu überlegen und zu handeln. Natürlich rebellierte sein Magen, und natürlich bildeten sich Schweißperlen auf seiner Stirn. Aber als Leiter des Evaluierungsbüros für Entwicklungshilfe innerhalb des Außenministeriums hatte er gelernt, in Stresssituationen Ruhe zu bewahren.

»Zusätzliches Kapital, sagst du? Was bedeutet das? Geht das bitte etwas präziser?«

»Über die Summe, die insgesamt benötigt wird, will ich mich hier nicht auslassen, wir sondieren gerade in mehrere Richtungen. Aber um mal eine Hausnummer für dich zu nennen: zweihundert bis zweihundertfünfzig Millionen Kronen über vier bis fünf Jahre.«

René spürte, wie ihm der Schweiß in den Kragen lief. »Verdammt, Teis, das sind fünfzig Millionen im Jahr!«

»In der Tat. René, wir haben in den letzten vier Wochen zig Rettungspläne erarbeitet und keine Option ausgelassen, aber unsere Schuldner sind nun mal nicht in der Lage, ihre Kredite zu bedienen. Ja, okay, wir haben in den letzten Jahren zu

schnell zu viele Darlehen ohne ausreichende Sicherheiten gewährt. Jetzt, da der Immobilienmarkt am Boden liegt, ist uns das allen klar. Aber gerade nützt uns diese Erkenntnis nichts mehr.«

»Verdammt, können wir nicht wenigstens noch unsere persönlichen Anteile verkaufen?«

»Dafür ist es zu spät, fürchte ich. Der Kurs unserer Aktie ist noch mal drastisch gefallen, und zwischenzeitlich wurde sie ganz aus dem Handel genommen.«

»Und was genau willst du von mir?« René merkte selbst, wie kalt seine Stimme auf einmal klang. »Was soll ich da tun? Du rufst ja nicht nur an, um mir zu sagen, dass du mein Vermögen verschleudert hast. Wie viele Schäfchen hast du eigentlich in der Zwischenzeit selbst ins Trockene gebracht? Komm schon, Teis, ich kenne dich doch.«

Sein alter Freund klang gekränkt, aber klar. »Nichts, René, absolut nichts. Ehrenwort. Die Wirtschaftsprüfer sind dazwischengekommen. Und leider sind nicht alle von denen in Not-situationen für kreative Lösungen zu haben. Nein, ich rufe an, weil ich glaube, einen ersten Ausweg gefunden zu haben. Einen Ausweg, der im Übrigen auch für dich recht lukrativ sein könnte.«

So hatte der Betrug begonnen. Inzwischen waren etliche Monate vergangen, und alles hatte ausgezeichnet funktioniert ... bis vor einer Minute plötzlich William Stark, sein erfahrenster Mitarbeiter, vor ihm gestanden und mit einem Blatt Papier gewedelt hatte.

»Okay, William«, sagte René Eriksen. »Sie sagen also, dass Sie von Louis Fon eine konfuse SMS erhalten und anschließend vergeblich versucht haben, Kontakt mit ihm aufzunehmen. Aber Sie wissen so gut wie ich, dass Kamerun sehr weit weg ist und die Telefonverbindungen oft zu wünschen übrig lassen. Wie kommen Sie darauf, dass ihm etwas zugestoßen sein soll?«

Stark sah ihn bekümmert an. Und urplötzlich stieg ein un-

gutes Gefühl in René Eriksen auf – fast so etwas wie Panik vor einer bevorstehenden Katastrophe.

Oberregierungsrat Stark presste seine Lippen zusammen. Er senkte den Kopf und blickte zu Boden. Seine roten Haare fielen ihm in die Stirn und verdeckten die Augen. »Ich habe diese konfuse SMS etwa zu der Zeit erhalten, als Sie von Kamerun zurückgefliegen sind. Seither wurde Louis Fon nicht mehr gesehen. Von niemandem.«

»Hm. Aber wie gesagt gerade im Dja-Reservat, wo Fon unterwegs ist, sind doch die Telefonverbindungen hundsmiserabel.« René Eriksen streckte den Arm über den Schreibtisch. »Zeigen Sie mir mal, was in dieser SMS steht, William.«

Stark reichte ihm den Zettel mit der Nachricht, und René Eriksen gab sich größte Mühe, die Hand ruhig zu halten.

Dann las er:

Cfqqptiondae(s+l)la(i+l)ddddddvldogmdntdja.

Mit dem Handrücken wischte er sich über die feuchte Stirn. Das war ja der reinste Nonsens, Gott sei Dank.

»Sie haben recht, Stark, das sieht wirklich merkwürdig aus. Aber das allein finde ich jetzt noch nicht beunruhigend. Wahrscheinlich hat das Handy in Fons Hosentasche gesteckt, und er hat vergessen, die Tastatur zu sperren.« Er legte den Zettel vor sich auf den Schreibtisch. »Lassen Sie mal, ich kümmere mich selbst darum, ich werde jemanden bitten, einen Blick darauf zu werfen. Obwohl da sicher nichts ist: Mbomo Ziem und ich hatten in Somolomo noch am selben Tag Kontakt mit Louis Fon. Als wir nach Jaunde gefahren sind. Alles war wie immer. Er hat sich gerade auf seine nächste Expedition vorbereitet. Irgendwelche Deutschen, glaube ich.«

William Stark schüttelte den Kopf, die Sorge war ihm anzusehen.

»Gut, Sie sagen, ich soll mich nicht weiter darum kümmern. Aber schauen Sie sich die Nachricht doch noch mal genau an. Meinen Sie wirklich, die hat sich selbst versendet – und endet

rein zufällig mit dem Wort ›Dja‹? Nein, ich glaube, Louis Fon wollte mir etwas mitteilen, irgendetwas Ernstes. Ganz ehrlich: Ich fürchte, dass ihm etwas zugestoßen ist.«

René Eriksen atmete tief durch. Er wusste, wie wichtig es in seiner Position war, in jeder noch so absurden Situation seinen Mitarbeitern gegenüber verbindlich zu bleiben.

»Nein, nein, Sie haben natürlich recht. Die Sache ist schon merkwürdig«, antwortete er deshalb ruhig und griff nach seinem Sony Ericsson, das hinter ihm auf der Fensterbank lag. »›Dja‹ steht da, sagen Sie.« Er blickte prüfend auf die Handytastatur und nickte. »Na ja, ich finde, das könnte durchaus zufällig zustande gekommen sein. Schauen Sie mal! D, J und A sind jeweils die ersten Buchstaben ihrer Taste. Man muss nur einmal aus Versehen auf die Tasten 3, 5 und 2 kommen, und schon steht da ›dja‹. Also, wenn Sie mich fragen, kann das schon mal passieren, wenn man die Tastatur nicht sperrt. Lassen Sie uns vielleicht noch ein paar Tage abwarten, ob Louis nicht wieder auftaucht. Ich werde es derweil über Mbomo versuchen.«

Als William Stark sein Büro verließ, sah René Eriksen ihm nach, bis sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, dann wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Herr im Himmel! Das war also Louis Fons Handy gewesen, mit dem Mbomo neben ihm im Landrover auf dem Rückweg in die Hauptstadt herumgespielt hatte. Was für ein verdammter Idiot!

Er ballte die Fäuste und schloss für einen Moment die Augen. Wie konnte man nur so bescheuert sein, einer Leiche das Handy zu klauen! Dabei hatte er noch nach dem Handy gefragt. Warum hatte Mbomo da nicht zugegeben, dass es von Louis stammte? Und warum hatte dieser Trottel nicht sofort überprüft, ob auf dem Handy Mitteilungen lagen, die noch nicht abgeschickt waren? Wieso hatte er nicht sofort den Akku herausgenommen und den Speicher vollständig geleert?

Er schüttelte den Kopf. Mbomo war ein Schwachkopf. Aber im Augenblick war nicht er das Problem, sondern William